

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4537) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Bewerbschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwereger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21, Geschäftsjetzt 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Militär und Bürgertum.

Leipzig, 19. August.

Die ostpreussische Stadt Gumbinnen, schon mehrfach Schauplatz aufregender Ereignisse, war in diesen Tagen Zeugin der lärmenden Ovation, die dem Oberleutnant Hildebrand nach seiner Begnadigung dargebracht wurde, während der Vater des von Hildebrand unter erschütternden Umständen erschossenen Lieutenants Blaskowitz nur eine Meile von Gumbinnen seinen Wohnsitz hat. Wir wollen den Fall selbst, der immer noch erregte Diskussionen in fast der gesamten Presse hervorruft, nicht weiter erörtern; erwähnt sei nur, daß der Oberleutnant Hildebrand einen Verteidiger gefunden hat, und zwar in den Hamburgischen Nachrichten, wo man ihn als einen „Märtyrer der Standesehre“ feiert. Und es mag im Bürgertum nicht wenig Leute geben, die dieser Auffassung beitreten; es liegt kein Grund vor, sich dieser Erkenntnis zu verschließen. Denn wenn auch die bürgerliche Presse bis zur Germania und bis zum Reichsboten sich in lauten Klagen und in tiefer Entrüstung über die Gumbinner Vorgänge ergeht — wir nehmen dies nicht anzu ernst. Denn im Bürgertum befinden sich Tausende und Abertausende von Männern, die ihre Anschauungen über das Duell von der Universität mitgebracht haben und es durchaus für notwendig halten. Eine wirklich beachtenswerte Neuherung finden wir nur in der Frankfurter Zeitung, welche meint, die Verherrlichung Hildebrands als eines „Märtyrers der Standesehre“ sei eine Verhöhnung des vom Bürgertum vertretenen Rechtsgefühls, und man sehe in dem Gumbinner Vorfall nur einen besonders starken Ausbruch des Verhaltens, welches jene Kreise von jeher gegen die bürgerliche Anschauung von Recht und Sitte eingenommen haben. „Hoffentlich“, sagt das demokratische Blatt, „lernt das Bürgertum daraus, selbst besser gegen diese Gesellschaftsschicht zu werden und sie, die etwas Vornehmeres zu sein prätendiert, hübsch für sich zu lassen.“

Damit wäre in der Theorie ungefähr das richtige getroffen, aber leider kann die Frankfurter Zeitung nur von einem kleinen Teil des Bürgertums in ihrem Sinne sprechen und ihre Hoffnung wird sich nicht erfüllen. In der Hand unserer Beobachtungen kommen wir zu ganz anderen Schlüssen.

Das Militär nahm früher in Deutschland, namentlich in Süd- und Mitteldeutschland, keineswegs die gesellschaftliche Stellung ein, die ihm heute zugefallen ist. Heute giebt es gewisse weite bürgerliche Kreise, die sich um den Umgang mit Offizieren geradezu reihen. Die Wendung ist mit dem Kriege von 1870 eingetreten. Als das Heer siegreich aus Frankreich zurückkam, hatten sich die Offiziere ganz von

selbst eine bevorzugte Stellung in den „patriotischen“, man kann auch sagen nationalliberalen Kreisen des Bürgertums erworben. Die Leute, die täglich und nächtlich in den Gasthäusern die „Wacht am Rhein“ sangen und die besiegten und getöteten Franzosen auf der Bierbank noch einmal besiegten und töteten, waren außerordentlich glücklich, wenn sie sich in der leidenschaftigen Gesellschaft eines der Sieger von Gravelotte oder Sedan befanden und seine Thaten aus seinem eigenen Munde vernahmen durften. Das weitere gab sich dann ganz von selbst. Diese Wandlung war auch nicht ohne Einfluß auf den Kampf des Militarismus gegen den Parlamentarismus und Konstitutionalismus; das läßt sich leicht nachweisen.

Dazu kamen die Einrichtungen, die zum guten Teil auf die Eitelkeit der Bourgeoisie berechnet waren: Die Einjährig-Freiwilligen und die Reserveoffiziere. Die Herren Bourgeois lachen zwar im Theater so herzlich wie möglich, wenn daselbst Sudermanns „Ehre“ gegeben wird und die bekannte Stelle vorkommt: „Was sind Sie?“ — „Leutnant der Reserve!“ — „Sonst nichts?“ — aber auch die demokratisch und oppositionell gesinnte Bourgeoisie hält ungeheuer viel darauf, daß ihre Söhne, wenn sie als Einjährige gediene, Reserveoffiziere werden, denn das bunte Tuch schmeichelt eben doch ihrer Eitelkeit und das Lieutenantspatent erst recht. Auf diesem Wege ist eine ganz neue Gesellschaftsschicht herangezogen worden, welche sich bemüht, den „militärischen Geist“ und die militärische „Schneidigkeit“ in das „Civil“ hineinzutragen und den Nichtmilitärs großartig damit zu imponieren. Das geht bis zu kleiner Subalternbeamten hinab, die vielleicht es bis zum Gefreiten gebracht haben, aber an ihrem Tische, im Bureau oder am Schalter sich „schneidig“ benehmen und nur den respektieren, der auch „gedient“ hat.

Damit hängt auch die Uniformierung der Vertreter von Berufen zusammen, die sonst weniger auf solche Dinge Gewicht legten. Feuerwehr, Eisenbahnbeamte, Förster, Böllner — überall tritt das Uniformierte mehr hervor, als früher.

Daß in einem Gemeinwesen, wo man so viel auf militärische Neuherlichkeiten hält, auch die Autorität des Offiziers in gewissen Kreisen eminent steigt, ist selbstverständlich.

Wir wollen von der Vorliebe der Damen des Bürgertums für die Offiziere gar nicht reden — aber man kann den Offizieren wirklich nicht den Vorwurf machen, daß sie sich der übrigen Gesellschaft andrängen. Im Gegenteil, sie sondern sich ab in ihren Casinos und in ihren ausgewählten Circeln und es ist ihnen dies in der demokratischen Presse schon so oft zum Vorwurf gemacht worden. Von unserer Seite ist das gewiß nicht gesehen, aber der größte Teil

des Bürgertums reißt sich um die Ehre, sich in Gesellschaft von Offizieren bewegen zu dürfen; man fühlt sich dadurch ungeheuer gehoben; man erkennt die Offiziere als Autoritäten in Fragen gesellschaftlichen Benehmens und gesellschaftlichen Taktes an; man läßt sich von ihnen über künstlerische und literarische Dinge belehren — kurzum, es hat noch nie eine Zeit gegeben, in der die Autorität des Offiziersstandes vom Bürgertum so förmlich sanktioniert und die „Inferiorität“ des Nichtmilitärs vom Bürgertum selbst so zur Scham getragen worden ist, wie heute. Das geht hinab bis zu den Wirten, die das Militär fast immer aufmerksamer bedienen lassen, als andere Gäste, obgleich sie keinen besonderen Nutzen davon haben. Und nicht nur Offiziere, auch Unteroffiziere — die „Stellvertreter Gottes“ — fühlen sich heute ganz anders gegenüber so manchem „dämlichen“ Civilisten, als etwa vor dem großen Kriege.

Daß das Militär dem Bürgertum gegenüber auf dessen devotes Benehmen die entsprechende Haltung einnimmt, ist ebenso menschlich als selbstverständlich. Und wer die Hoffnung hegt, das Bürgertum würde das Militär „hübsch für sich lassen“, der täuscht sich ganz gewaltig.

Dazu kommen aber auch noch andere Gründe. Der Kapitalismus braucht die Bajonette zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Gibt es einen großen Streik, dann ist das Militär da, um zu verhüten, daß er zur „sozialen Revolution“ werde, wie die Firma Augustmeier u. Co. stets befürchtet. Und wenn das Militär nicht wäre, so würde der ängstliche Spießbürger überhaupt keinen Moment Ruhe haben und für seinen Geldschrank zittern. Und die Polizei reicht doch lange nicht mehr aus. Wenn es Unruhen giebt, denkt der Philister: was sollte aus uns werden ohne das Militär?

Nimmt man alle diese Umstände zusammen, so kann man sich erklären, daß sich die Militärs um die bürgerlichen Anschauungen wenig kümmern. Und so kommt es auch, daß die Sozialdemokratie in ihrem prinzipiellen Kampfe gegen den Militarismus fast ganz allein steht.

Bekanntlich hat Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 1. Januar 1799 eine Kabinettsorder erlassen des Inhalts: „Ich habe sehr mißfällig vernahmen müssen, wie besonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Civilstande hauptsächlich wollen. — Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vorteile zu Wege bringt, und das ist auf dem Schauplatz des Krieges, wo es ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu verteidigen hat; allein im übrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes und Ranges er auch sei, einen meiner Bürger zu brüskieren. Sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten

Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Viebig.

Mine gab Bertha die Hand. „Wenn Du mer besuchen willst, wird merch sehr freuen! Ich zieh einstweilen bei de Mathilde draußen in de Colonnenstraße. 's lechte Haus, Hof, vier Treppen. Geradezu lücht mer uff Tempelhofer Feld.“

„Se, Sie da, Jungfer,“ rief der Kutscher und knallte mit der Peitsche, „bald außerzählt? Schade, det it nich 'n Stuhl offerieren kann!“

„Sie plagt wohl de Neugier?“ erwiderte Bertha schnippisch und hüpfte in den Wagen zurück. „Na, denn man los! Nummer achte!“

Mit einem hellen Gelächter fuhr sie davon. Langsam, schwer an ihrer Bürde tragend, setzten die beiden anderen ihren Weg fort.

XIX.

Am selben Tag, einige Stunden bevor Bertha bei Reichles vorkuhr, war Arthur wieder dort erschienen. Er kam mit Sack und Pack; viel war es nicht, er konnte es bequem allein tragen, das Beste war verpackt. Den Hut schief auf das ungeordnete Haar gerückt, anscheinend sorglos pfeifend, trat er in den Keller ein; aber sein Blick war scharf. Die Klingel schrillte und deterte und keifte bössartig. Mit einem kurzen Lachen warf er sein Paket hin. „Morjen! Da wären wer ja wieder in dem alten Loch!“

„Morgen, die ihn mit einem Freudengeschrei:

Das ist der Arthur
Mit seiner Haartour,

begnügte, bekam eine Ohrspeise, daß ihr der Kopf wackelte. Mit lautem Geheul stürzte sie gegen die Glasstür.

„Er haut mir! Der freche Bengel haut mir!“

Sie weckte dadurch Vater Reichle, der noch schlafend, also unfaßt aufgeschreckt, mit einem zornigen Grunzen nach seinen Pantoffeln suchte.

Vesorgt stürzte Mutter Reichle hinterm Adentisch vor. „Eli, häßte 's Maul. Verdammte Föhre! Arthur, aber um Jotteswilln Arthur, wat fällt Dich denn ein?! Hier haste 'ne Schokolade, sei man stille, Ellichen! Kinder, vertragt Euch doch, ihr macht einen ja janz nerfös!“

„Se soll das nich singen,“ brummte Arthur. „Willste stille sein?! Untersteh Dich noch mal!“

Eli hatte nicht nötig, wieder aufzukreischen, schon riß Vater Reichle die Glasstür auf. Er stand auf der Schwelle in heruntergetretenen Filzpantoffeln und zog sich mit beiden Händen das Weinleib herauf.

„Zum Donnerwetter, was 's denn los?! Arach, an'n frühen Morjen?!“

„An'n frühen Morjen —?!“ rief Frau Reichle sehr spitz. „Det könnte man nu irade nich behaupten. Gleich zwölwe! Du solltest man lieber Tojlette machen!“

„Wer schon,“ brummte er. „Sei nur nich gleich so jroschnauzig! Rannu, Arthur? Was soll denn das allens?!“

Eli hatte sich über das in Zeitungspapier verpackte Bündel hergemacht und entrollte die Halseligkeiten des Bruders. Verdrießlich stieß Herr Reichle mit dem Fuße danach. Er war jetzt oft schlechter Laune, nicht nur, weil seine Frau ihn jeden Tag wegen der in der Central-

Salle gemachten Einkäufe herunterriß und ihm die Schuld an der abnehmenden Frequenz des Kellers in die Schuhe schob, sondern weil ihm seit einiger Zeit seine Augen zu schaffen machten. Er hatte sich schon eine Brille gekauft und konnte doch nicht gut sehen. Wenn er an die Stelle des Tages kam, thränten ihm die Augen und er blinzelte. Er schab's auf das nahende Alter: über die Mitte fünfzig hinaus, da war nicht viel mehr zu wollen. Mit einer Art Sehnsucht fing er an, jener Zeit zu gedenken, in der er als Knabe wie ein Falke weithin über die grüne Flur geschaut.

Jetzt warf er seiner Frau einen bösen Seitenblick zu und grämelte: „Nisch mal ausschlafen, immer kjonieren — Rannu, Arthur, wozu schleppste denn det allens her? Was?!“

Arthur wechselte mit seiner Mutter einen schnellen Blick.

Diese sagte rasch: „Arthur wird 'n paar Tage bei uns bleiben. Mit de Stelle bei'n Rechtsanwält is nisch los. Ich habe ihn ooch zuredet; det hat er nich nötig. Bis sich wat Besseres finden thut, kann er uns ja helfen!“

„Helfen —?! Wer haben ja alleene nisch zu thun!“

„Ja, Du! Det Du nisch thust, weech it ja leider schonst lange. Wer ständen heute anders da, wenn Du 'n anderer Mann wärst! Aber mit Dir ist ja nisch zu woffen, keen Hund aus'n Ofen zu locken. Na ne — kommste nich heute, kommste morjen! In's Bette liegen bis Mittag, eene Beize nach de andere zu kippen! An it kann mir alleene in'n Laden schinden, de Beene in 'n Leib stehen, wejen 'nen Sechser den Mund fuffelig reden!“